

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 42

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom Adel, eben wie auch viele wohlhabende Landleute, solchen Schirms zu genießen, sich allhier niedergelassen; Wodurch denn die Stadt und Bürgerchaft ungemein und dergestalt zugenommen hat, daß die Stadt nach und nach hat erweitert und mehrers befestigt werden können."

Die Steine reden in Freiburg. Aber es sind nicht die Steine, Häuser und Gegenstände eines Museums und wollen nicht so betrachtet sein. Sie sprechen als etwas Gegenwärtiges und von unzerstörbaren Leben Eingewehtes zu uns. Wir denken dabei an die herrliche Stiftskirche St. Niklaus, die im Jahre 1283 begonnen wurde, an die Liebfrauenkirche (1201), an die Kirche des Hl. St. Moriz, heute Augustinerkirche, die Franziskanerkirche und das Kloster, (1256), an die vielen Brunnen des Mittelalters, an die Türme und Befestigungsanlagen. Wir nennen hier nur Murtenturm und -tor, Sarbaumturm, an die Ringmauern, das Berntor, den Raketenturm und den Roten Turm, den Dürrenbühlsturm und den Turm auf dem Bisenberg oben. Mittelalter auf Schritt und Tritt, auch auf dem Marktplatz, beim Rathaus. Mehr als das Sichtbare ist das Unsichtbare der Zauber von Freiburg.

Die Poesie ist in Freiburg Leben und Gegenwart. Epik, Lyrik und Drama haben hier ihre steinerne Form gefunden. Aber die Epik der alten Befestigung ist von der Zeit mit dem Einbruch der grünen Natur in eine Idylle verwandelt worden. Das große Drama des Mittelalters mit aller gewaltigen Spannung lebt noch in Wappen und mancher Vergitterung oder in einem steinernen Wehrgang weiter —, da in ganzen schmutzen Straßenzweilen.

Der Zauber von Freiburg ist der Zauber altschweizerischer Weisheit, denn schon am 22. Dezember 1481 wurde die Stadt in den Bund der Eidgenossen aufgenommen. Hier, über der Saane schuf sich die Stadt eine vollkommene Form, in der alle Gegensätze einen gemeinsamen Ausdruck fanden und ohne Zwang im Geiste der wahren christlichen Duldsamkeit vereinigt wurden: erst die Begrenzung und der wehrhafte Abschluß nach außen, dann die gefellige, nahe Versammlung nach innen, etwas Geordnetes, Ungezwungenes, Republikanisches, und dann in der Mitte dazwischen der patriarchalische Ernst der Geschlechter um die Plätze und in den alten Gassen, der hohe Gemeinfinn, von dem die Häuser der Altvordern zu reden wissen, mit den Wappen und Tafeln wie Siegel feierlicher Verbriefung edler Beständigkeit . . .

Die Stadt ist für uns alle ein heiterer Zufluchtsort. Das Leben ist hier noch Dichtung. Ein holdes und inniges Geistesheimat wohnt noch lebendig in Freiburg, der Stadt an der Saane.

Weltwochenschau

Vom „Dank der Republikaner“.

Die römische Republik verlieh „Bürger- und Mauerkrone“ für verdienstliche zivile und militärische Leistungen. Von der Antike her ist gleicherweise das Wort vom Undank der Republik auf uns gekommen. Es gibt gegenwärtig in unserm Lande allerlei Betrachtungsstoff über das etwas gewandelte Thema: „Dank und Undank der Republikaner.“ Und die Frage, ob eine Charge für besondere Leistungen nicht bei den Ausgezeichneten das Gefühl, den Mitbürgern Vorbild sein zu müssen, wecken könnte, ist nicht so ohne . . .

Da wird Herr alt Bundesrat Schultheß im „Journal de Genève“ angegriffen, weil er im Verwaltungsrat der „Elektrobank“ sei und zugleich Präsident der „Bankkommission“ sei. „Skandal“, ruft das welsche Blatt und wischt dem alt Landesvater eins aus . . . vielleicht vor allem, weil es in Schultheß einen der Hauptfinder des „Etatismus“ sieht. Aber auch die „N.Z.Z.“ greift diese Doppelstellung an. Es gehe einfach nicht, daß der Mann in der Bankkommission jede beliebige Auskunft über jede beliebige Bank holen und nachher im Verwaltungsrat der Elektrobank verwerten könne. (Ohne natürlich das Amtsgeheimnis zu verletzen! Selbstverständlich!)

Wie wäre es, wenn man Herrn alt Bundesrat Schultheß außer der Jahrespension noch eine wirkliche, echte, goldene

Bürgerkrone geschenkt, mit der Bestimmung, sie ja nicht im Safe einer Bank zu verwahren, sondern sie täglich zu betrachten und sich zu erinnern an die Verpflichtung, unangreifbares Vorbild der Mit- und Nachwelt zu sein?

Die St. Galler fechten einen „Schulstempel“ aus. Generaldirektor Jöhr von der Kreditanstalt hat einen Sohn, der in Berlin doktorisiert und in seiner Dissertation völlig absprechend auf die Demokratie losgehauen haben soll. Und dieser Sohn wird Dozent an der St. Galler Handelshochschule. Nicht seiner Zeugnisse wegen, sondern weil er so geschickter war, sich den Kreditanstalt-Generaldirektor zum Vater zu nehmen, murt die ganze Oppositionspresse.

Wie wäre eine Bürgerkrone auch für großmächtige Leute der Bankwelt? Damit sie ihre Söhne dazu erzögen, derartige Verbindungen nicht auszunutzen? Und, wo sie sehen, daß sie einen Teil der Öffentlichkeit brüskieren, freiwillig zurückzutreten? Sogar dann, wenn sie auf die Demokratie speien?

Schließlich haben wir in Bern Minister Stucki, der den Gefandenhut erhalten. Ihm möchten wir die Bürgerkrone nicht geben . . . denn er hat sie nicht nötig. Er weicht seiner Partei, die ihm nicht gefolgt, bis auf weiteres aus und wartet ab, was da werden soll. Möglich, daß er überhaupt erst im letzten halben Jahr erfahren, was eine Parteimühle heißt! Und möglich, daß er weiß, wie schickhaft der Weg der „Vermittler“ läuft: Heute sind sie willkommen . . . morgen schreit man nach ihnen. Minister Stucki hat jedenfalls erfahren, daß sie heute, vielen großen Worten zum Troß, dort nicht willkommen sind, wo er das gehofft.

Roosevelt warnt, Mussolini droht.

Es ist nicht der amerikanische Präsident allein, der die Stimme erhebt: Da und dort regen sich Leute, die leider bisher geschwiegen. So ergriff an einer gewaltigen Versammlung in London der Erzbischof von Canterbury das Wort und verdamnte die japanischen Barbarentaten. Vielleicht erleben wir, daß auch in Rom der Heilige Vater sich gegen die Flieger wendet, die Frauen und Kinder massakrieren . . . ? Ja, wir würden diesen Ruf sicher hören, wäre nicht der Papst der Befehlsgeber des Fascismus. Der Vatikan sucht diese bittere Tatsache zu verheimlichen. Offiziell geht er sogar politisch mit Mussolini einig! Die Akkreditierung diplomatischen Personals bei Franco läßt keinen Gedanken an die Möglichkeit aufkommen, daß um die Peterskirche herum heimliche Sympathien für die Gegenpartei schlummern. Vielleicht hat der Duce dem Papst versprochen, in Berlin die Milderung der Kirchenverfolgung durchzusetzen. Sehr wohl möglich! Aber bei so hohen Führern muß man rechnen, daß sie sich Versprechen teuer bezahlen lassen. Und mehr: Daß sie einen fühlen lassen, wie sehr man von ihnen abhängig sei!

Und das hat der Duce getan. In Reden, in Zeitungsartikeln, die deutlich seine Redaktion verraten, fällt er über den Erzbischof von Canterbury her, spricht von „Heulweibern“, die nicht begreifen, daß die Taten der Japaner vom „Eland des wahren Fascismus“ zeugen. Und mit dem Erzbischof kriegt auch der Papst eins ab: „Der weiche Katholizismus“ wird gerügt und ein „härterer“ verlangt, der die Notwendigkeiten der aufstrebenden Staaten zu begreifen habe. Wenn das geistliche Rom versteht, dann weiß es, was die Uhr geschlagen: Der Duce fordert, wie sein Kollege in Berlin, die Kapitulation des Christentums, die Pensionierung all seiner Ideale.

Der Beobachter der politischen Vorgänge merkt freilich hinter der wilden Herausforderung des Duce die Gründe dafür: Vermutlich könnten sich die Worte des anglikanischen Kirchenfürsten morgen gegen Italien richten; für diesen Fall muß die öffentliche Meinung Italiens immunisiert werden. Zugleich sind Mussolinis höhnische Gegenworte als Einschüchterung der Westmächte gedacht; die dringliche Mahnung Londons, auf die Note wegen der Freiwilligen-Heimschaffung rasch zu antworten, läßt auf wirkliche Absichten Englands und Frankreichs schließen.

Es ist aber nicht bei den Wortdrohungen geblieben: Tausende von Italienern sind in Spanien neu gelandet worden. Ganze große Fliegerabteilungen haben sich nach Mallorca begeben; der Sohn des Duce führt persönlich; eine Offensive, gleichzeitig von Teruel gegen die Küste und von den Inseln aus geführt, soll vor dem Winter die Verbindung zwischen Katalonien und Madrid zerschneiden und den Sieg sichern. Der Duce hat damit zu erkennen gegeben, daß er erst mit diesem Sieg in der Tasche verhandeln will . . . sofern es die andern erlauben. Wir werden bald wissen, ob Paris und London damit einverstanden sind.

Es ist ein furchtbares Babancque-Spiel, das der römische Führer einleitet. Seine Rückversicherung in Berlin reicht zwar kaum bis zur Garantierung militärischer Hilfe; in den höchsten Nazikreisen rechnet man gar nicht mit solchen Notwendigkeiten. Es gilt dort als „Artikel 1 des Credos“, daß Frankreich innerlich viel zu schwach und zerseht sei, um etwas zu wagen. Und in Rom scheint man genau so zu denken; die Worte des Duce sind ebenso wie die neuen Landungen in Spanien Ausdruck der Verachtung Frankreichs, das „nicht mehr zählt“. Und wenn es nun doch etwas täte? Wenn es sich doch erlauben würde, die Grenzen zu öffnen, und allenfalls mit einigen Divisionen daselbe zu tun, was Italien tut? Dann würde kommen, was der Duce zu erhoffen scheint. Deutsche Versprechen hin und her: Der „Elan des europäischen Faschismus“, der gleiche Elan, der die Japaner treibt, würde eben die Deutschen, Polen, Albanesen, Ungaren und Bulgaren und wer weiß wen, in Bewegung setzen. Wie sollten die „verrotteten Demokraten“ wagen, sich einem solchen Sturm entgegenzuwerfen?

In seiner Antwort hat Mussolini verlangt, daß auch Deutschland zur Freiwilligenkonferenz geladen werde; Deutschland wird erklären, daß es auf keinen Fall mit den Russen zusammen konferiere, die Zeit vergeht, die Offensive Francos reift, und die Verhandlungen, die England zwischen Republik und Franco spinnt, scheitern.

Aber: Hat denn nicht Roosevelt gesprochen? Hat er nicht von dem „Behntel“ der Menschheit gesprochen, das die andern beständig bedroht? Von den Völkern, die sich rechtswidrig in die Verhältnisse der andern einmischen? Hat er sich nicht nach seiner Rede von größter weltpolitischer Bedeutung mit dem Kardinal Mundelein von Chicago, der Hitler tödlich beschimpfte, zum Essen gesetzt? Und heißt es nicht, Roosevelt habe nicht nur auf Antrieb Englands, sondern ebensosehr auf päpstliche Anregung hin die Initiative ergriffen?

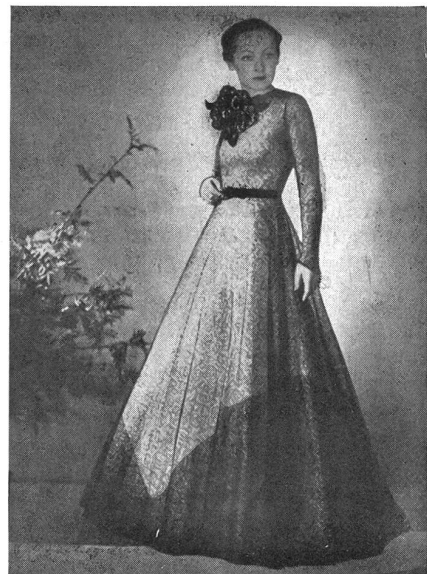
Wie? Der Gefangene im Vatikan konspiriert mit dem „Ober-Liberalisten“ Roosevelt? Das ist zum Berrücktwerden! Und darum los! Ohne Besinnen! Wenn die „weichen Katholiken“ Verrat üben . . . man setzt auf die „harten“. Auf jene von Francos Schlag, die keinen Noter ohne priesterlichen Beistand hingerichtet, wie das Herr Queipo gerühmt. Und man setzt auf die Lawine, die sich lösen wird!

Kleine Umschau

Die Zeit eilt weiter und es wird immer herbstlicher auf unserem Globus. Und man merkt das, trotz aller Propaganda für wunderschöne Winzerfeste am Neuenburger- und Bielersee und an unserer Thunerseeriviera. In der Thunstraße kann man sich wenigstens nur in einem gut geheizten Zimmer ins „Rivierische“ hineindenken und auch da darf man nicht zum Fenster hinausschauen, denn ein großer Teil der Thunstraßenbäume ist schon sozusagen rakelahl und die Kleinen Mädels radeln in tropfnassen Jups mit aufgespannten Regenschirmen vorüber. Und wenn ich mir die tiefausgeschnittenen schwarzen Abendkleider in den Schaufenstern ansehe —, schwarz ist nun einmal heute Modefarbe und die Trauer wird durch tiefe Ausschnitte gemildert —, so läuft es mir kalt über den Rücken, und ich muß immer Gabapastillen schlucken, um wieder das seelische Gleichgewicht zu erreichen.

Und trotz dieser schlechten klimatischen Aussichten, wird das Leben immer politischer. Ende November läßt der Bund über die Freimaurerinitiative abstimmen, und der Kanton über die Zukunftshundesteuer. Und da ist es denn kein Wunder, wenn sich die Bürger je nach ihrer Einstellung an den Stammtischen gegenseitig die Köpfe erhitzen. Hundebesitzer behaupten, daß die „Fünfundzwanzigfrankenhundesteuer“ den Stadtgemeinden absolut zu keiner größeren Reinlichkeit verhelfen wird. Die hochbesteuerten Hundebesitzer werden dann ihren Hunden auf Trottoirs und in den Lauben ganz freie Hand lassen und sagen: „Wenn die Stadt schon ein kleines Vermögen aus jedem Hund herausholt, so soll sie auch brav hinter den Hundenaufpußen, denn umsonst ist nur der Tod. Es wäre viel zweckentsprechender, wenn man die Besitzer von „in flagranti“ ertappten Hunden gehörig bußen, und dafür dem armen Manne auch seinen Hund lassen würde.“ Und es ist ja wohl wahrscheinlich, daß nach Einführung der hohen Taxen in den Städten die reinste Hundeschlächterei beginnen wird, denn nur die wenigsten Hundebesitzer werden die Taxen noch zahlen können. Weiter argumentiert man noch damit, daß ja auch die Automobilisten, trotz der erhöhten Steuern

Tulle und Spitzenstoffe für Theater- und Abendkleider



Seidentüll, 100 cm breit	von Fr. 3.80 an
Kunstseidentüll, 100 cm breit	Fr. 1.80
Wolltüll, Breite 100 cm	Fr. 7.80

In bedruckten Seidentüllen bringen wir ein paar exklusive Dessins

In Spitzenstoffen in Seide und Wolle führen wir neue Dessins in aparten Modefarben.

Besuchen Sie uns.

Hossmann & Rupf

Waisenhausplatz 1, Bern